



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Musterstück bonapartistischer Propaganda in Frankreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bisher nur werthvoller Familienbesitz gewesen, der Deffentlichkeit übergeben und mit pietätvollen Worten begleitet hat. Haben wir doch aus dem Werk kennen gelernt, den kennen zu lernen immer wieder erfreut, sei es nun, daß er uns persönlich in Wirklichkeit oder aus vergilbten Blättern entgegentritt: Einen tüchtigen Menschen und ganzen Mann.

Diese Zeilen gehen hinaus Angesichts des Jubeltages, an dem Klöden's bedeutendstes Werk, die Friedrichs-Werder'sche Gewerbschule in Berlin ihr fünfzigjähriges Bestehen feiert. Möchte dieser Tag dazu beitragen den „Jugend-erinnerungen“ des theuren Mannes, die der Enkel mit einem Umriß seiner späteren Tage ergänzt hat, die dankbare Aufmerksamkeit des Vaterlandes zuzuwenden.

Ein Musterstück bonapartistischer Propaganda in Frankreich.

Paris, 27. Sept.

Der Bonapartismus ist in Frankreich wieder eine Macht geworden. Zum Verständniß dieser Erscheinung wird die Mittheilung des folgenden Schriftstücks beitragen, dem eine äußerst geschickte Mache nicht abzusprechen ist und welches außerdem, was die Frage nach der Schuld des französischen Volkes am Krieg gegen Deutschland betrifft, ebenso übersichtlich als wahrheitsgetreu ein schätzbares Material zusammenstellt. In dieser doppelten Beziehung hoffen wir durch das Interesse des Lesers für die mechanische Arbeit der Uebersetzung des umfangreichen Schriftstücks entschädigt zu werden.

Dasselbe ist am 26. Sept. d. J. im „Drdre“ erschienen, dem bonapartistischen Heftblatt von Paris, das zwar wenig Abonnenten, aber sehr viele Leser zählt, da es mit reichen Mitteln aus dem Chislehurst Pressfond versehen, in großen Massen umsonst colportirt und ausgetheilt wird. Namentlich geschieht das mit Nummern, wie die vorliegende, welche besonders wichtige Artikel enthalten. Der politische Direktor des Blattes ist ein bonapartistisches Blaublut, der bekannte Herr Vagué de la Fauconnerie. Er hat auch das fragliche Schriftstück verfaßt, um sich durch dasselbe den Weg zu einem Sitz im Conseil General des Cantons de Nocé (Orne) zu bahnen bezw. seinen republikanischen Gegencandidaten zu vernichten. Deshalb trägt es auch den Charakter eines „Offenen Briefes“ an den letzteren. Dieser „offene Brief“ lautet:

Mein Herr!

Ich weiß, daß man, um meine imperialistische Candidatur zu bekämpfen, die Ihrer republikanischen gegenübersteht, in unserem Lande wieder alle jene Verläumdungen und Lügen auszubreiten begonnen hat, welche beweisen sollen, daß das Kaiserreich die Ursache all unsrer Niederlagen sei. Deshalb halte ich es für meine Pflicht, Ihnen gegenüber kurz festzustellen:

1. daß nicht das Kaiserreich den Krieg gewollt hat.
2. daß nicht das Kaiserreich die Schuld trägt, wenn wir nicht bereit waren.
3. daß man nicht das Kaiserreich für den Verlust zweier Provinzen und die außerordentlichen Summen, die uns der Krieg gekostet, verantwortlich machen kann.

4. daß Sedan der edelste Akt des Lebens Napoleon's III. ist.

Ich habe die Ehre, Ihnen diese Notiz zu übersenden, indem ich Sie bitte, dieselbe mit sorgfältigster Aufmerksamkeit zu lesen. Wie Sie lesen werden, bringe ich nicht Worte, sondern Thatsachen zum Beweis. Nun, ich fordere Sie auf, die Wahrheit einer einzigen dieser Thatsachen zu bestreiten und biete Ihnen in dieser Hinsicht eine Wette von 25000 Franks gegen 25000 Sous zum Besten der Armen des Cantons. Und nicht nur Ihnen, sondern allen französischen Republikanern biete ich diese Wette. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner Hochachtung.

Vagué de la Fauconnerie.

Diesen offenen Brief — die durchschossen gesetzten Worte sind im „Drdre“ mit Riesenlettern gedruckt — hat der Verfasser folgende auch als Broschüre für die Wähler gedruckte Abhandlung beigelegt:

An meine Wähler!

Man hat gewagt, Euch zu sagen, daß das Kaiserreich den Krieg gewollt habe. Ich antworte: das ist eine Lüge! Nein, das war nicht der Kaiser, denn er hat sich von Drouyn de Lhuys, seinem alten Minister getrennt, weil dieser den Krieg wollte. Das war nicht der Kaiser, denn einige Zeit, bevor der Krieg ausbrach, hat er Preußen eine gegenseitige Entwaffnung vorgeschlagen. Das war nicht der Kaiser; denn in seiner Rede an den Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers hat er im Moment seines Abgangs zum Heer gesagt: „Wir haben Alles gethan, was von uns abhing, um den Krieg zu vermeiden, und ich kann sagen: es ist die gesammte Nation, welche in ihrem unwiderstehlichen Glan unseren Entschluß dictirt hat.“

Anderseits braucht Ihr, um zu wissen, was in dieser Hinsicht die öffentliche Meinung war, nur einen Blick auf die Zeitungen, selbst auf die dem Kaiserreich abgeneigtesten, zu werfen.

Die „Liberté“ z. B. sagte: „Wir haben seit einigen Tagen nicht ab-

Grenzboten IV. 1874.

gelassen, den Krieg zu fordern. Und aus unserer Seele heraus und des Gewissens wegen erklären wir, daß wir dabei der Pflicht gehorchten, welche die Würde und die Ehre Frankreichs vorschrieb!" —

Die „Presse“ sagte: „Die Kriegsrufe, welche gestern auf unsern Boulevards ertönten, erfüllen jetzt ganz Frankreich und unterstützen unsere Armee in dem Heldenkampf, zu welchem die Frechheit Preußens uns herausfordert. Der Entschluß zum Krieg geht nicht von der Regierung aus, er entstammt den Eingeweiden des Landes!“

Der „Univers“ (das klerikal-legitimistische Hauptblatt Frankreichs) sagte: „Der Krieg, in den wir eintreten, ist für Frankreich weder das Werk einer Partei, noch ein ihm von der Regierung auferlegtes Abenteuer: die Nation gibt sich ihm hin mit vollem Herzen!“

Der „Soir“ sagte: „Nicht der Kaiser Napoleon III. hat den gegenwärtigen Krieg erklärt, wir sind es, die seine Hand genöthigt haben!“ —

Wollt Ihr noch einen andern Beweis dafür, daß die Regierung nur dem allgemeinen Gefühl folgte, das sich aufs deutlichste kundgab? Ihr sollt es haben! Hier, was der englische Gesandte an seine Regierung schreibt: „Die Erregung des Publikums und die Gereiztheit des Heeres sind derart, daß es immer zweifelhafter wird, ob die Regierung dem Geschrei nach Krieg widerstehen kann. Man fühlt es, daß man gezwungen sein wird, die Ungebuld der Nation zu beschwichtigen, indem man bündig die Absicht erklärt, die Haltung Preußens zu züchtigen.“ —

Wer den Krieg wollte, das waren die Preußen (?! d. Red.). Sie waren bereit und hätten eine Gelegenheit entstehen lassen, gleichviel welche, wenn sie sich ihnen nicht geboten hätte.

Wer den Krieg wollte, das waren die Leute der Opposition, welche um jeden Preis einen Vorwand suchten, um die Regierung zu kritisiren, und welche unaufhörlich, auf den oft blinden Patriotismus der Massen rechnend, um sich populär zu machen, von der Schmach Sadowas und der Nothwendigkeit einer Rache hiefür redeten.

Wer den Krieg wollte, das waren die Schreier in Paris, welche die Marfeillaise heulten und à Berlin brüllten, ehe sie selbst wußten, worum es sich handle!

Wer den Krieg wollte, das war, mit einem Wort, alle Welt, und wenn Ihr Euch davon überzeugen wollt, so braucht Ihr nur noch einen Blick auf die Zeitungen von damals zu werfen, selbst auf die notorisch der Person des Kaisers und seiner Regierung feindlichsten. Der „Kappel“ z. B., das Blatt Victor Hugo's, des nämlichen, der heute alle Verantwortung für unsere Niederlagen auf den Kaiser wälzt, schrieb, wie folgt: „Die Höhen-

zollern sind in ihrer Reckheit soweit gekommen, daß sie an die Weltherrschaft zu denken wagen, von der ein Karl V., ein Ludwig XIV., ein Napoleon vergeblich geträumt haben. Es genügt ihnen nicht mehr, Deutschland erobert zu haben, sie trachten, Europa zu beherrschen! Es wird für unser Zeitalter eine ewige Schmach sein, daß dieser Plan, wir sagen nicht ausgeführt, nein schon, daß er überhaupt gefaßt wurde!"

Der „Soir“, das Blatt des Herrn About, der heute keine Gelegenheit versäumt, uns täglich zu beschimpfen, schrieb wie folgt: „Wie, man sollte Preußen gestatten, einen Proconsul an unserer spanischen Grenze einzusetzen! Dann sind wir achtunddreißig Millionen Gefangene!“

Der „Gaulois“, der damals der Regierung heftige Opposition machte, schrieb: „Wenn es dem autokratischen Kaiserreich gefallen hat, sich Sadoma bieten zu lassen und sich über die Luxemburger Angelegenheit zu trösten, so kann doch das liberale Frankreich nimmer ertragen, daß man ihm trotzt und es ungestraft herausfordert. Die Regierung kann, ohne Frankreich zu verrathen, keinen Tag mehr die preußischen Unverschämtheiten ertragen.“

Der „Figaro“, der niemals einer großen Anhänglichkeit an die Sache und die Personen des Kaiserreichs angeklagt worden war, sagte: „Frankreich kann mehr fordern als die Zurückweisung der Candidatur des Prinzen von Hohenzollern. Es steht sich von Preußen geprellt, betrogen! Unsere Regierung muß Bürgschaften fordern und kann auf die Unterstützung des Landes rechnen!“

In der „Liberté“ schrieb Herr Girardin: „Machen wir ein Ende! Preußen wird nur der Furcht weichen! Nehmen wir eine energische Stellung ein, die einzige, die Frankreich geziemt, und wenn Preußen verweigert, sich zu schlagen, so wollen wir es mit Kolbenschlägen über den Rhein werfen und das linke Ufer einnehmen!“

Der „Univers“ sagte: „Vorwand oder Grund, die Gelegenheit ist gut für den Krieg. Frankreich kann nicht zugeben, daß sich Preußen noch mehr vergrößere. Um das zu hindern, muß man es kleiner machen!“ —

Die sämtlichen Zeitungen aller Färbungen sprachen so, und ich zweifle, daß man mir auch nur eine nennen kann, die eine andere Sprache geführt hätte, von der röthesten bis zur weißesten.

Aber, meine Herren, es gab Einen, der weniger begeistert war, als alle Welt, Einen, welcher traurig und ahnungsvoll all diese Großsprecherien und Herausforderungen anhörte. Das war der Kaiser! Obwohl er sich durch diese öffentliche Meinung, der er nicht widerstehen konnte, gestärkt fühlte, mußte er doch nur zu gut, daß Preußen furchtbar gerüstet war und daß

deshalb der Krieg große Gefahren bieten würde. Wer das bezweifelt, dem empfehle ich die sorgsame Lectüre der Proclamation des Kaisers an die Armee: „Soldaten, ich stelle mich an Eure Spitze, um die Ehre und das Heil des Vaterlandes zu vertheidigen. Ihr werdet eine der besten Armeen Europas bekämpfen. . . Der Krieg, der jetzt beginnt, wird lang und schwierig sein. Ganz Frankreich begleitet euch mit feurigen Wünschen, und die Welt richtet die Augen auf euch! Von unserem Erfolg hängt das Loos der Freiheit und der Civilisation ab! Soldaten, thue jeder seine Pflicht, und der Herr der Heerschaaren wird mit uns sein!“ —

Wahrhaftig, nicht der Kaiser ist es, der den Krieg gewollt hat! Er war damals schwer von der Krankheit heimgesucht, die er tragen mußte, er wollte und konnte nichts wollen als den Frieden. Und andererseits, man stand hart hinter dem Plebisit von 1870. Sehr naiv in der That oder vielmehr sehr unverschämt sind alle diejenigen, welche behaupten, der Kaiser habe damals des Prestiges bedurft, das ihm der Steg hätte verschaffen können! Wie? War denn nicht die Kraft des Kaiserreichs soeben durch mehr als 7 Millionen Stimmen, durch Eure Stimmen, meine lieben Freunde, bestätigt worden? Und das soll der Augenblick sein, den Napoleon III. gewählt hätte, um sich aus freien Stücken in die Abenteuer eines Kriegs zu stürzen, er, der kranke Mann, wie ich Euch eben erinnerte, und während sein Sohn, sein inzwischen zum Mann gereifter Sohn, noch ein Kind war, und während er, der Kaiser, wußte, daß wir zum Kampf mit Preußen nicht bereit waren.

Ja, wir waren nicht bereit.

Und man hat Euch gesagt, auch daran sei der Kaiser schuld. Das ist die zweite Lüge. Wenn wir nicht bereit waren, so liegt der Fehler nicht am Kaiser, welcher, schon 1867, in seiner Rede bei Eröffnung der Kammern sagte: „Der Einfluß einer Nation hängt von der Anzahl Menschen ab, die sie bewaffnen kann.“ —

Der Fehler liegt auch nicht an seinen Ministern. Im Jahr 1868 sagte Marschall Niel, welcher beständig die Organisation der Mobilgarde forderte, in der Kammer: „Ich bin überzeugt, daß Sie in Kurzem es bitter beklagen werden, diese Institution angetastet zu haben“, und weiter: „Sie machen mir meine Aufgabe unmöglich. Wenn ich die Mission, die Armee zu reorganisiren, die mir der Kaiser anvertraute, aufnahm, eine Mission, deren Erfolg ich für gesichert halte, wie können Sie mir die Dinge verweigern, die ich als nothwendig betrachte?“ — Ach, Ihr wißt, wie dieser arme Marschall vor Kummer starb ohne selbst erlangt zu haben, daß man die Mobilgarde im Gebrauch der Feuerwaffen und bei den Manövern übte! Hört weiter, was andererseits Rouher gesagt hat: „Preußen kann in gewissen Fällen über eine Million dreimalhunderttausend Mann verfügen. Ohne Zweifel

kann Frankreich mit 800,000 guten Soldaten dieser Militärmacht widerstehen, aber man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß zwischen dem Effectivstand auf dem Papier und in der Wirklichkeit bei uns ein großer Unterschied besteht.“

Endlich hört, was die Abgeordneten der Rechten, wie der Graf La Tour, sagten, indem sie die Opposition anflehten, die Augen aufzumachen: „Es ist nothwendig, unsere Kräfte zu vermehren und beständig auf Preußen zu achten. Es verfügt über eine Million dreimalhunderttausend. Wir müssen also für das Gesetz stimmen und, um unsere Pflicht als Franzosen zu thun, dem Lärm der Wahlkörper, mit dem uns die Oppositionsblätter drohen, die Stirn bieten!“ —

Wer also war schuld, daß wir nicht bereit waren? Die Republikaner, die Abgeordneten der Opposition. Ich wollte, ich könnte Euch ihre ganzen Reden citiren. Aber es werden auch einige Auszüge hinreichen, um Euch zu beweisen, welche verhängnißvolle Rolle jene Leute gespielt haben, die heute unverschämt genug sind, das Kaiserreich des Leichtsinns und der Sorglosigkeit anzuklagen.

Herr Jules Simon z. B., ein Mann des 4. September, hat gesagt — und das genügt, um all seine Reden zusammenzufassen —: „Ich hoffe, man wird uns eine Gerechtigkeit nicht versagen, die nämlich, daß man uns jedes Mal, wenn es galt, den sogenannten bewaffneten Frieden zu organisiren, bereit fand, alle Maßregeln zu durchkreuzen, die zu diesem Ziel führen sollten.“

Herr E. Picard, ein Mann des 4. September, sagte: „Man sagt uns, es seien 800,000 Mann nöthig. Seit wann spricht man in Frankreich diese Sprache. Seit wann darf man öffentlich sagen, daß wir solche Vorsichtsmaßregeln brauchen, nicht nur um unsere Grenzen zu vertheidigen, sondern auch, um unsere Unabhängigkeit zu wahren? Nichts rechtfertigt diese übertriebenen Rüstungen, welche das Land vernichten!“ —

Herr J. Favre, ein Mann des 4. September sagte: „Man versichert uns, Frankreich müsse wie seine Nachbarn bewaffnet sein; seine Sicherheit hänge davon ab, daß es besetzt und bepanzert sei, daß es in seinen Magazinen Haufen von Pulver und Kartätschen habe, daß es ohne das Gefahr laufe zu verderben. Mein Gewissen protestirt gegen solche Vörlagen. Was fürchtet man denn? Denken denn die 40 Millionen Deutschen daran, uns anzugreifen? Warum führt man beständig vor der Kammer dies Phantoms spazieren, welches zu nichts führt und das Land ruiniert.“

Herr Garnier Pagès, ein Mann des 4. September sagte in seiner Erwiderung auf die Botschaft des Kaisers, welche die Organisation der Armee begehrte: „Der Einfluß einer Nation hängt von ihren Grundsätzen

ab. Die Armeen, die Flüsse, die Gebirge, die Festungen, ihre Zeit ist vorbei! Die wahre Grenze ist der Patriotismus!"

Herr Magnin, ein Mann des 4. September, sagte: Die stehenden Heere sind in der Theorie gerichtet und verurtheilt. Die Zukunft gehört der bewaffneten Demokratie. Das Gesetz, das uns vorliegt, hat nur die Absicht und wird auch keinen anderen Erfolg haben, als unsere Kraft noch zu vermehren und unsere Finanzen zu schwächen. Ich weise das Gesetz zurück, weil es die Nation überbürdet, weil es antidemokratisch, weil es gegen die „Gleichheit“ (antiégalitaire) ist.“

Herr v. Keratry, desgleichen ein Mann des 4. September sagte einige Tage vor Eröffnung der Kammern bezüglich der Linie: „Der Minister fordert noch dies Jahr 400,000 Mann, welche 370 Millionen kosten werden. Das ist zu viel. Warum eine so große Armee? Offenbar im Hinblick auf den Norddeutschen Bund. Nun, das Heer dieses Bundes, das preußische inbegriffen, beziffert sich nur auf 299,000 Mann und kostet kaum 254 Millton, das sind 100,000 Mann und 116 Million weniger als bei uns. Man hat die Rekrutenzahl unseres Heeres von 100,000 auf 90,000 Mann herabgesetzt; das genügt nicht. Man muß sie auf 80,000 herabsetzen, um zum normalen Contingent von früher zu gelangen.“

Endlich Herr Thiers, der doch seitdem schon als Prophet gilt, hat gesagt: „Man zeigte Ihnen letzter Tage die Ziffern 1,200,000, 1,300,000, 1,500,000. Soviel Mann könnten die einzelnen Mächte unter die Waffen bringen. Nun, diese Ziffern sind völlig Chimärisch. Preußen würde uns nach dem Herrn Staatsminister 1,300,000 Mann entgegenstellen. Aber ich frage, wo hat man diese furchtbaren Streitkräfte gesehen? Wieviel Mann hat Preußen 1866 nach Böhmen geworfen? Etwa 300,000 Mann. Man darf sich auf diese Phantastiegebilde von Zahlen nicht verlassen. Das sind Fabeln, welche nie einen Schein von Wirklichkeit hatten. (Großer Beifall.) Also sei man versichert, daß unsere Armee genügen wird, den Feind aufzuhalten. Hinter ihr wird das Land Zeit haben, ruhig seine Reserven zu sammeln. Werden Sie nicht immer 2 oder 3 Monate, d. h. mehr als nöthig sein wird, Zeit haben, die mobile Nationalgarde zu organisiren, und so den Eifer der Bevölkerung zu benutzen? Außerdem werden die Freiwilligen zuströmen. Sie haben lange nicht genug Vertrauen zum Lande!“ —

Nun meine Freunde, ich denke das genügt, um zu zeigen, wer uns eigentlich gehindert hat bereit zu sein, und daß das sicher nicht die Regierung war; denn sie hat, unaufhörlich auf die Gefahren hingewiesen, und Verbesserungen begehrt, während die Opposition ebenso unaufhörlich blind war, und Alles verweigerte, was zur Reorganisation der Armee dienen konnte.

Drittens sagt man Euch, den Kaiser müsse auch die Verantwortlichkeit

treffen für den Verlust der zwei Provinzen, und der riesigen Summen, die uns der Krieg gekostet hat. Das ist noch so eine elende Verleumdung. Am 4. September 1870 war nichts verloren; wir konnten mit 2 Milliarden Kriegssentschädigung davon kommen, das erhellt aus officiellen Schriftstücken, und namentlich aus der Aussage des Herrn Thiers vor der Untersuchungscommission. Nachstehend, was er in der That am 30. October 1870 den Regierungsmännern der nationalen Vertheidigung gesagt hat: „Wenn ich Ihnen einen Rath geben soll, so nehmen Sie den Waffenstillstand, selbst ohne Neuverproviantirung an, um eine Assemblée in kürzester Frist einberufen zu können und, mit Hülfe derselben, zu Friedensunterhandlungen zu gelangen. Ich glaube nicht, daß die Lage des Landes und der Armeen derartig sei, daß die Fortsetzung des Kampfes zu einem guten Ende führte. Heute würde Ihnen der Friede das Elsaß und 2 Milliarden kosten, später, ganz abgesehen von den Uebeln und den Leiden des Krieges, Elsaß, Lothringen und 5 Milliarden. (Enquête parlementaire sur les actes du gouvernement de la défense nationale. Rapport Daru p. 271.) Und am 20. November erneuerte Herr Thiers die nämliche Erklärung, indem er zu Herrn Jules Favre sagte: „Heute glaube ich, daß wir den Frieden zu folgenden Bedingungen erlangen: das Elsaß und 2 Milliarden. Später werden wir neue und beträchtlichere Verluste erleiden. Die Deutschen werden gewiß das Elsaß, Lothringen und 5 Milliarden verlangen. Unter diesen Umständen halte ich es für besser, den Frieden jetzt anzunehmen.“ (Déposition du général Ducrot p. 12.)

„Um diesen Preis hat man die Narrheiten Jules Favre's, Jules Simon's und Anderer bezahlt, welche das Kaiserreich in den Krieg trieben, nachdem sie die Entwaffnung des Landes durchgesetzt hatten. So paßte es dem Herrn Gambetta und seinen Mitschuldigen in den Kram, welche vor Allem nach der Macht strebten, und dann auch den Krieg verlängerten, aber sich fern von den Schlachtfeldern hielten, weil sie wohl wußten, daß all das nur unsere Leiden und Niederlagen vermehren müsse. Deshalb haben sie Eure Kinder auf die Schlachtbank geschickt mit Sohlen aus Pappdeckeln, mit Mänteln aus Fließpapier, und mit Gewehren ohne Schlösser, während sie selbst in den Präfecturen sich's wohl sein ließen. Das ist die Wahrheit der Geschichte, und diese Geschichte, Ihr kennt sie so gut wie ich selbst, Ihr habt sie gesehen, Ihr habt darunter gelitten, ist die republicanische Geschichte!

„Endlich magt man Euch zu sagen, der Kaiser sei bei Sedan feige gewesen. Um diese elende und gehässige Erfindung zurückzuweisen, beschränke ich mich darauf, hier eine Stelle aus der volkstümlichen Broschüre des Herrn Perron wiederzugeben, welche den Titel trägt: „Das haben sie gelogen!“ Es

sind Thatsachen und nicht Worte, welche man den Verleumdungen Napoleon's III. entgegensetzt:

„Trotz der inständigsten Bitten mehrerer Generale sich zu entfernen, wollte der Kaiser das Loos seiner Armee theilen, mit ihr siegen oder sterben. Er begnügte sich, seinen Sohn abreisen zu lassen, damit wenn er selbst fiel, Frankreich sich noch um den Sprossen der einzigen Dynastie, welche populär geblieben sei, sammeln könne. So lange dieser schändliche Kampf währte, blieb der Kaiser inmitten seiner Soldaten, mit Wort und Beispiel sie ermutigend, und wie Napoleon I. bei Waterloo vergeblich die Kugel begehrend, die ihm gestatte, seine Niederlage nicht zu überleben. Man frage die Officiere und Soldaten, welche diesen blutigen Tag mitgemacht, alle werden bezeugen, daß der Kaiser beständig in der dringendsten Gefahr war, und dem Tod mit jenem kalten ruhigen Muth trozte, den er bei Magenta, Solferino und vor den Kugeln, Bomben und Dolchen der Mörder gezeigt hatte. Mehrere seiner Adjudanten wurden an seiner Seite verwundet, er war sogar genöthigt in einem Augenblick, als der Kartätschenhagel rings um ihn her die wildesten Verheerungen anrichtete, den Officieren seines Gefolges zu befehlen, hinter einer Terrainspalte Schutz zu suchen, während er selbst allein blieb, zu Pferde, inmitten dieses eisernen Hagels. Zeugen hierfür giebt es im Ueberfluß, nennen wir zuerst den tapfern und treuen General Pajot, den Flügeladjudanten des Kaisers, der den ganzen Tag keinen Augenblick von seiner Seite wich. Er erzählt: „Es war um 5 Uhr früh, als der erste Angriff von Bazeille stattfand. Unter dem Feuer des Feindes kam der Kaiser inmitten jener schönen Division Marineinfanterie an, welche der General Bassoigne befehligte. Der Kampf war lebhaft, denn die preussische Garde (!) und ein bairisches Corps waren darauf veressen, das Dorf zu nehmen. Der Kaiser mochte $\frac{1}{2}$ Stunde gewelt haben. Als er sah, daß die Geschosse von allen Seiten heranslogen, befahl er den Officieren, die ihn begleiteten, bei einem Jägerbataillon zu bleiben, das hinter einer Mauer Deckung gesucht hatte und den Augenblick erwartete, wo es in den Kampf eintreten sollte. — Der Kaiser ging dann ohne Begleitung, weil er selbst die Stellungen sehen wollte, noch weiter vor, und von seinem Flügeladjudanten, d. h. von mir, dem Capitain Hendecourt als Ordonnanzofficier (er stel), dem ersten Stallmeister Davilliers, und dem Dr. Corvisart gefolgt. Dann begab sich Seine Majestät auf eine Höhe, wo die Batterien des Commandanten Saint-Aulaire waren und blieb dort fast eine Stunde inmitten eines Hagels feindlicher Geschosse. —

„Gehen wir nun zu Zeugnissen von Männern über, welche dem Kaiserreich nicht im mindesten gewogen waren. Ein höherer Officier, der bei Sedan verwundet wurde, schrieb an einen Freund folgende im „Journal de Genève“

veröffentlichte Zeilen: „Ich liebe den Kaiser nicht, aber noch weniger die Verläumdung. Er hat sich tapfer gezeigt und wenn er nicht getödtet wurde, so hat ihm doch wenigstens die Lust dazu nicht gefehlt. Unsere Anführer waren ungeschickt, unsere Soldaten Narren und zügellos, aber feige war Niemand. Ich sage das mit Nachdruck zur Ehre Frankreichs. Man dient keiner guten Sache durch Lügen. Sedan ist ein Fehler, ein großes Unglück, aber nie eine Schande! Sagen Sie das überall und Jedermann!“ —

Diesem Zeugniß, das man nicht wird abweisen können, fügen wir noch dasjenige der Journalisten bei, welche das Heer begleiteten. Der Berichterstatter des „*Temps*“ schrieb: „Der Kaiser hat sterben wollen. Diese Thatsache steht jetzt fest. Der Tod ging an ihm vorüber wie bei Metz auf dem Feld von Mont-Saint-Jean, als die Kanonenkugeln, die er herbeirief, darauf bestanden, ihn zu verschonen.“

Der Berichterstatter der „*Times*“ erzählt, daß in der Schlacht von Sedan „der Kaiser den größten Muth bewies. Vergebens suchte er den Tod. Eine Kugel fiel unter den Füßen seines Pferdes nieder.“

Das Amtsblatt von Berlin vom 8. September sagt, „der Kaiser habe sich nach dem Bericht von Augenzeugen in der Schlacht bei Sedan in solchem Maße ausgesetzt, daß seine Absicht, sich tödten zu lassen, in die Augen sprang.“

Endlich in dem Brief des deutschen Berichterstatters des „*Standard*“ lesen wir: „Die Opposition erklärte, die Capitulation von Sedan sei ein Akt der Feigheit des Kaisers gewesen, und diese Lüge, ohne Prüfung angenommen, wurde eine der Grundlagen der neuen Republik. Indessen weiß Jedermann, daß den Kaiser an diesem schrecklichen Tage, an welchem seine ganze Macht zusammenbrach, sein kalter Muth nie verlassen hat. Mehrere Stunden lang hat er sich dem heftigsten Feuer ausgesetzt und dem Tode angeboten. Allerdings wollte er kein Selbstmörder sein, das ist die leichte Zuflucht hochmüthiger Egoisten, aber wenn er sagte: „Ich konnte den Tod an der Spitze meiner Soldaten nicht finden“, so hat er einfach die Wahrheit gesagt.“ —

In Sachen der Tapferkeit kennen wir keinen besseren Richter als den französischen Soldaten. Ein Sergent nun der Vierundsiebziger erzählt: „Als die Schlacht am tollsten war, bemerkte der Kaiser eine Mitrailleusenbatterie, auf welche die Preußen einen Regen von Geschossen fallen ließen. Die Bedienungsmannschaft war getödtet oder verwundet, und durch Soldaten aller Waffen ersetzt. Der Kaiser näherte sich, stieg vom Pferde, befehligte das Manöver und richtete selbst eines der Stücke, indem er sagte: „Muth, Kinder, noch eine Anstrengung, es gilt für Frankreich!“ Das sah ich, das hörte ich, denn ich war dabei.“ —

Die nämliche Thatsache ist durch das Zeugniß des englischen Obristen Grenzbotten IV. 1874.

Forbes bestätigt, der den ganzen Feldzug mitmachte: „Mit seiner ganzen Armee in diese Mausefalle von Sedan gerathen, bewahrte der Kaiser jene ruhige Unererschrockenheit, welche ihn während des ganzen Kampfes nicht verlassen hatte.“

Der Correspondent des „Temps“ erzählt folgende Thatsache: „Als er bei unserem Café vorüberkam, war eine Granate zwei Schritt vor seinem Pferd geplatzt. Keine Muskel dieser absonderlichen Maske hatte sich bewegt. Er begnügte sich, mit einer Handbewegung die Zurufe abzuweisen, welche ihn noch empfangen.“

Eine ähnliche Thatsache wird von einem Zeugen im „Paris-Journal“ erzählt: „Der Mann, welcher einst Napoleon III. war, saß auf einem Feldstuhl und redete mit seinen Officieren. Eine Bombe fiel an ihrer Seite und mischte sich in das Gespräch. Die Officiere machten unwillkürlich einen Schritt zurück. Der andre verzog keine Miene und setzte ruhig die Unterhaltung fort.“

Die Kunst hat die ruhige Gestalt des ersten Napoleon unsterblich gemacht, wie er mit seinem Fernglas fortsährt, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, während gerade eine Granate zwischen den Beinen seines Pferdes platzt und ihn in Eisen und Rauch einhüllt. In ähnlicher Lage hat sich der Neffe des Oheims würdig gezeigt. Weshalb hat man sie so verschieden beurtheilt? Deshalb, weil der Eine bereits in der Hand der Geschichte d. h. der Wahrheit ist, während der Andere sich noch in den Händen deren befindet, die ein Interesse daran haben, ihn zu verleumden. Zum Glück geht ihr Reich zu Ende und das der Wahrheit wird bald beginnen. Wenn je eine Anklage Napoleon III. hätte verschonen sollen, so gewiß doch die, daß ihm der Muth gefehlt habe. Die Störer der öffentlichen Ordnung wissen das besser. Alle stimmten darin überein, daß, so lange er die Macht habe, eine Revolution unmöglich sei, weil er sich lieber würde tödten lassen, als vom Platze zu weichen. Ihre Herrschaft und die der Commune konnten sich erst nach seinem Sturze aufthun. Wer weiß nicht, mit welcher Gemüthsruhe er die Pistolenschüsse Pianori's und die schreckliche Explosion der Bomben Orsini's ausnahm! Weit entfernt, die Gefahr zu fliehen, bot er ihr vielmehr die Stirne mit jener stolzen Verachtung, die seine Umgebung zittern machte. Und wenn seine Freunde versuchten, ihn zur Vorsicht aufzufordern, so antwortete er bloß: „Seid ruhig! Ich bin nur ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung. Hält sie mich für nützlich zur Erfüllung ihrer Absichten, so wird sie mich zu erhalten wissen. Ich werde fallen an dem Tage, an dem meine Aufgabe erfüllt sein wird. Und was liegt dann daran?“ Und doch ist das der Mann, den die . . . der angeblichen nationalen Vertheidigung den „Feigling von Sedan“ zu nennen gewagt haben! Was hätte wohl an seinem Platze der

Bürger Favre gethan, der nur dem Feind ins Gesicht zu weinen verstand, oder der tapfere J. Simon, der seine Söhne in den Bureaus versteckte, während er die anderer Leute ins Feuer schickte, oder der Generalissimus Gambetta, der sich aus Orleans rettete, als er hörte, daß man sich schlug, oder der unerschrockene Rochefort, der bei einer Beerdigung die Farbe verliert, oder all die Regierenden des 4. Septembers, welche dem Aufstand nichts als die Flucht entgegenzusetzen hatten, oder all die feigen Aufstachler zu den Verbrechen der Commune, die ins Ausland flohen und ihre Opfer der Strenge des Gesetzes überließen! Seit wann hat die Feigheit das Recht, die Tapferkeit zu beschimpfen?

Alles, was Ihr jetzt gelesen habt, ist es nicht klar, in die Augen springend, und genügt es nicht, ein für allemal die Unverschämtheit der Republikaner zu zeigen? Es wäre mir leicht, mit Aktenstücken in der Hand, nachzuweisen, was die Republik von jeher gewesen, wie sie immer, wenn sie die Regierung hatte, nur den Ränkeschmieden und Schreibern genützt hat, wie die öffentlichen Fonds z. B., welche der Gradmesser des öffentlichen Vertrauens sind, immer gefallen sind, wenn die Republik in Flor war, und gestiegen, wenn sie abnahm, und wie endlich, wenn die Geschäfte in unseren Landgemeinden bis jetzt noch nicht allzusehr beunruhigt sind, daran zunächst der Umstand schuld ist, daß der Krieg beträchtliche Lücken riß, die jetzt auszufüllen sind, vor allem aber der andere, daß wir ja in der That die Republik nur dem Namen nach haben und von Männern regiert werden, welche, um mit Herrn von McMahon anzufangen, niemals als Republikaner bekannt gewesen sind!

Aber darum handelt es sich gar nicht. Ich wollte nur beweisen: 1) Daß es eine Lüge ist zu sagen, der Kaiser habe den Krieg gewollt. — 2) Daß es eine zweite Lüge ist, zu sagen, der Kaiser trage die Schuld, wenn wir nicht bereit waren. — 3) Daß es eine dritte Lüge ist zu behaupten, der Kaiser habe Elsaß, Lothringen und unsere Milliarden verloren. — 4) Daß es endlich eine vierte Lüge ist, zu sagen, der Kaiser habe, als er bei Sedan seinen Degen dem König von Preußen übergab, um das Leben von 80,000 Soldaten zu schonen, welche sonst verloren gewesen wären, nicht eine große und gute That vollbracht. — Treu der Verpflichtung, die ich Eingang auf mich genommen, habe ich mich darauf beschränkt, Thatsachen aufzuzählen. — Diese Thatsachen sind sie wahr? Ich wiederhole es, ich fordere meinen Nebenbuhler und seine Freunde heraus, auch nur eine von diesen Thatsachen als ungenau zu bezeichnen und biete ihnen allen in dieser Hinsicht eine Wette von 25,000 Fr. gegen 25,000 Sous zum Besten der Armen des Cantons.

Vagué de la Fauconnerie.

Man wird, wie gesagt, dieser Broschüre ein großes Geschick in der Sache nicht absprechen können. Wahrheit und Dichtung mischen sich darin in so

eigenthümlicher Weise, daß der gemeine Mann, welcher die „zwanzig Jahre der Wohlfahrt unter dem Kaiserreich“ noch nicht vergessen hat, vielfach nur die erstere herauslesen und beherzigen wird. Das Blatt Gambetta's, die „Républ. franç.“ verbirgt denn auch ihren Aerger über diese Schrift in einem kurzen Artikel voll erzwungener Heiterkeit. „All diese schönen Dinge“, sagt sie (nämlich die vier „Thesen“ des Herrn Dugué) „sind in jener Broschüre den Wählern auseinandergesetzt. Natürlich beweist der Verfasser dieser Sensationschrift, daß die Opposition alles verschuldet, daß sie dem Staatsoberhaupt die Hände gebunden, die Arsenale geleert, unsere Festungen und Armeen übergeben hat! Diese These ist zur Genüge bekannt. Sie hat nichts gegen sich, als die bekanntesten Thatsachen, die officiellen Schriftstücke, die Meinung von ganz Europa und die Ueberzeugung aller vernünftigen Menschen! Trotzdem kann derjenige, welcher Lust hat, 25,000 Fr. zum Besten der Armen zu gewinnen, sich das Vergnügen machen, sie zum hundertsten und tausendsten Mal zu widerlegen. Nur sagt Herr de la Fauconnerie nicht, wer der Richter über die Wette sein soll, und darauf kommt es doch an. Es erübrigt ihm noch zu sagen, wie und von wem die Jury gebildet werden soll. Es gäbe das Stoff zu einem zweiten Plakat. Aber wie dem auch sei, die Bonapartisten sind auf dem Platz, und machen derartige Demonstrationen, ohne zu gewahren, daß sie eine nicht nur komische, sondern jede Partei discreditirende Rolle spielen. Oder meinen sie, daß ihre Partei diese Gefahr nicht mehr zu fürchten hat?“

Diese Erwiderung des republikanischen Blattes trifft augenscheinlich nur eine schwache Seite der bonapartistischen Broschüre, die politische Reclame nämlich, die sich darin breit macht. Aber werden nicht gerade diese 25,000 Franks dem großen Haufen auf dem flachen Land imponiren, ja wird nicht auch mancher gebildete Leser dem gegenüber ein Auge zudrücken, indem er sich sagen muß, daß hinter dieser Reclame denn doch ein bedeutendes Stück Wahrheit verborgen ist? Daß sich aber die Bonapartisten durch derartige Mittel nicht „discreditiren“, wissen die Republikaner selbst am besten. Haben sie doch lediglich dadurch den unleugbar großen Kredit wieder erworben den sie thatsächlich genießen und der sie heute schon zum fürchtbarsten Feind der Republikaner gemacht hat. Der Knabe von Chislehurst hat bereits längst angefangen, ihnen fürchterlich zu werden!